

«Sehen, wie es ist, rothaarig zu sein»

Figaro Benjamin Zuber über die kühlen Haarfarben dieses Winters und warum er Männerhaar nicht färbt.

Benjamin Zuber, verraten Sie uns die Lieblingsfarbe der Saison, bitte!
Auf den Laufstegen ist ganz viel Rot zu sehen. Kein Kupfer, sondern ein kühler Rot-Reflex.

Wer kann Rot tragen?

Am schönsten wirkt die Farbe an Frauen, die von Natur aus einen Rotton im Haar haben und diesen intensivieren. Sprich: eher hellhäutige bis blasse Typen mit Sommersprossen.

Was, wenn man sich nicht so recht traut, rothaarig zu werden?

Dann empfehle ich, wie bei praktisch allen Farbveränderungen, zuerst mal eine Glanztönung. So kann man mal testen, wie es ist, rothaarig zu sein. Wenns nicht gefällt, nicht so schlimm: Die Farbe ist auswaschbar.

Erlebt Henna mit dem Rot-Trend ein Revival?

Nein, das denke ich nicht. Schon allein weil die Anwendung im Vergleich zu den heutigen Farben viel komplizierter ist – und das Resultat weniger planbar. (lacht)

Was ist mit Blond und Braun?

Auch diese Farben werden diesen Winter kühler getragen. Generell bin ich aber der Meinung: Die Haarfarbe muss zum jeweiligen Typ passen, das ist wichtiger als jeder Trend. Ich liebe es, Looks zu kreieren, die nicht aufgesetzt wirken.

Wann beginnen mit dem Haarfärben?

Das ist sehr individuell. Wenn eine Kundin mir zum dritten Mal sagt, sie störe sich langsam an den einzelnen weissen Haaren – oder sie reisse sie sogar mit der Pinzette aus –, rate ich in der Regel zu einer semitransparenten Farbe. So entsteht kein Farbhelm, die natürlichen Farbeffekte bleiben.



Benjamin Zuber, 39, ist Zürcher Szenecoiffeur und Inhaber des Salons 2B for Hair am Bellevue. Der Unternehmer wohnt mit seiner Frau und drei Kindern in Kilchberg ZH.

Und die Männer?

Ich färbe meinen Kunden höchstens die Schläfen. Männer sehen mit gefärbten Haaren oft älter aus. Die coolere Lösung sind Farbshampoos, die das Haar etwas schattieren und verhindern, dass die weissen Strähnen einen Gelb- oder Rotstich bekommen.

Warum sind Sie Coiffeur geworden?

Meine Schwester besuchte das Gymi, hat studiert. Darauf hatte ich keine Lust. Und weil ich schon als Bub gern zum Haarschneiden gegangen bin, wurde ich eines Tages weder Sportler noch Musiker – sondern eben Coiffeur.

Von wem haben Sie am meisten gelernt?

Nach der Lehre habe ich bei Rudolf Haene gearbeitet. Er gab mir ein ganz anderes Bild von unserem Beruf, einen künstlerischen Ansatz. Später habe ich bei Charles Aellen und während meiner Wanderjahre in New York viel gelernt. Heute ist für mich das Unternehmerische das Beste von allem. ★